

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Eroberer und Denker.

Ich habe eine Idee, sagt Sokrates, und daran seg' ich mein Lebenswohl und mein Leben selber, denn fremdes darf ich nicht.

Ich habe eine Idee, sagt der Eroberer, und daran seg' ich Völker, Dörfer und Städte und erfülle meine und feindliche Landeskinder mit Blutdurst und Fleischhunger, und leide kein fremdes Dorf, das nicht Tortur, und keine fremde Gasse, die nicht Elenden-Gasse heißt, und verdoppele die Sahara-Wüste: mehr kann ich für eine Idee wahrlich nicht tun.

Jean Paul.

Susanna im Bade.

„Erinnerungen an Böcklin“ nennt Dr. Bernh. Wöhl sein aus persönlichen Gehebnissen und Schilderungen bedeutender Zeitgenossen Böcklins zusammengestelltes Büchlein, das in östlicher Frische des großen Schweizer Malers Kunst und Persönlichkeit heroeitretet läßt. (Abtverlag, Basel und Leipzig.) Eine amüsante Geschichte, die Böcklins bekanntes Bild „Susanna im Bade“ zum Gegenstande hat, geben wir daraus wieder.

In Zürich tauchte eines schönen Tages ein Herr aus Berlin auf, der sich als ein feuriger Verehrer Böcklins und Gottfried Kellers ausgab und es durch irgend ein Empfehlungsschreiben erreichte, seinen Herzenswunsch zu erfüllen und des Künstlers persönliche Bekanntheit zu machen. Böcklin brachte eines Abends den fremden Gast an Gottfried Kellers Stammtisch, und der Herr aus Berlin kostete in stiller Andacht das Glück, den beiden berühmten Männern nahe-treten zu dürfen. Er benahm sich mit einer erstaunlichen Bescheidenheit, schwieg die meiste Zeit und war nicht im mindesten jubringlich. So wurde er in dem Kreise ruhig gebildet. Gelegentlich äußerte er zu dem einen oder andern von uns, sein größtes Glück wäre, ein Böcklin-Bild sein eigen zu nennen und in seiner Wohnung in Berlin als verehrtes Heiligtum aufhängen zu können. Aber leider erlaubten ihm als bescheidenem Privatmann seine Mittel nicht, für ein solches Bild die hohen Preise der Kunsthändler zu bezahlen. Bevor er, angeblich auf einer Schweizerreise begriffen, Zürich verließ, faßte er jedoch den Mut, seinen Wunsch dem Künstler direkt zu offenbaren. Böcklin ging gegen seine Gewohnheit sofort darauf ein und versprach, seinem Verehrer ein kleines Gemälde zu einem äußerst mäßigen Preise zu übersenden. Das Bild ging nach Berlin ab, und der Besteller war hochbeglückt.

Nach ein paar Wochen las man in einer Berliner Zeitung, daß dieses Bild bei einem Kunsthändler in Berlin ausgestellt sei, und nach kurzer Zeit war die Notiz zu finden, der Kunsthändler habe dies Werk zu hohem Preise verkauft. Böcklin war selbstverständlich im höchsten Grade überrascht, das zu vernehmen.

Monate verfloßen, und eines Tages erschien der nämliche Herr aus Berlin auf seiner sommerlichen Schweizerreise abermals auf der Züricher Bildfläche. Von Böcklin wegen jenes Bildverkaufes zur Rede gestellt, befragte er in den rührendsten Tönen sein Mißgeschick. Denn wie man wisse, sei der betreffende Kunsthändler hinter jedem Böcklin-Bilde wie der Teufel hinter der armen Seele her; dieser geriebene Mann habe, als er von seinem neuen Besitz-tum gehört, ihm und seiner Familie keine Ruhe mehr gelassen, bis man ihm das Werk zur Ausstellung in seinem Kunstaton über-lassen, und nachher habe er es einfach, ohne lange zu fragen, ver-kauft. Alle nachträglichen Proteste hätten nichts gefruchtet. Er stellte sich über den Verlust ganz hilflos und beschwor den Künstler, ihm als Ersatz für den schmerzlichen Verlust ein anderes Bild un-gefähr zu demselben Preise zu überlassen.

Böcklin ging auf das Ansinnen ein. Das zweite Bild wanderte nach Berlin und — nahm dort denselben Weg.

Böcklin war wütend und sann im stillen auf grimme Rache. Die Gelegenheit dazu sollte sich bieten. Im Sommer tauchte der Verehrer wiederum in Zürich auf, diesmal noch tiefer unglücklich

und trostloser als vorher, und bejammerte sein schlimmes Geschick, das ihn des liebsten Besitzes so schmähtlich beraubt hatte.

Am runden Stammtisch im Pfauen in Zürich brachte an einem Abend Böcklin die Rede darauf, daß er am liebsten auf Mahagoni-bretter male, weil diese vor jeder andern Tafel außerordentliche Vor-züge hätten, daß es aber ungemein schwer sei, gute, tadellose Maha-gonibretter größern Formates zu erlangen.

Der anwesende unglückliche Böcklin-Verehrer warf, sich an den Künstler wendend, rasch ein: „Herr Professor! Wenn ich Ihnen ein tadelloses Mahagonibrett beschaffe, malen Sie mir dann ein Bild darauf, das ich gerne meiner Frau zum Geburtstag schenken möchte? Selbstverständlich würde ich dafür sorgen, daß der Kunst-händler diesmal nichts davon erfährt.“

Böcklin befann sich eine Weile, musterte seinen Mann mit einem Blick grimmigen Humors und sagte: „Ja, wenn Sie mir eine ganz tadellose Mahagonitafel von der und der Größe ver-schaffen, male ich Ihnen etwas darauf zum Geburtstag Ihrer Frau!“

Der Handel wurde auf der Stelle abgemacht, und der Berliner war seelenvergnügt.

Nach einigen Wochen oder Monaten traf wirklich ein Mahagoni-brett von ihm ein; Böcklin, der diese Tafel als die vorzüglichste Malunterlage lobte, machte sich in fröhlicher Stimmung an die Arbeit, etwas zum Geburtstag der Frau seines Verehrers darauf zu malen; er malte die „Susanna im Bade“.

Das Bild wurde fertig, und als es wieder Sommer war, klopfte eines Tages der Berliner, der auf alle seine brieflichen Anfragen aus Zürich keine Antwort erhalten hatte, an Böcklins Tür, um sich nach dem Schicksal seines Mahagonibrettes zu erkundigen.

Böcklin schilderte die nun folgende Szene sehr ergötlich.

„Ach ja, Ihr Brett. Ich wußte gar nicht, was ich Ihnen zum Geburtstag ihrer Frau darauf malen könne; das ist sehr schwer, und es fiel mir gar nichts Ordentliches ein. Da sehen Sie, was ich gemalt habe! Es fiel mir tatsächlich nichts Besseres ein,“ und er holte aus der Ecke die „Susanna im Bade“ hervor.

Der Berliner war sprachlos vor Verblüffung, während sich Böcklin mit grimmigem Vergnügen an seiner Verlegenheit weidete. Um doch wenigstens etwas zu sagen, stotterte der Verehrer: „Das Wasser sei ausgezeichnet gemalt, wirklich bewundernswert, aber er hätte doch eigentlich ein rein landschaftliches Bild vorgezogen.“ Böcklin verblieb dabei, es sei ihm nicht anderes eingefallen, und daran lasse sich nun nichts mehr ändern. Der Berliner verreiste diesmal sehr rasch und ließ sich das Bild nach Berlin schicken.

Als die „Susanna im Bade“ zu dem erwähnten Geburtstag in Berlin eintraf, gab es ein allgemeines Entsetzen. Die dermaßen beschenkte Gattin erklärte rundweg, das abscheuliche Bild unter keinen Umständen im Hause zu dulden, und der Gatte sandte es wieder an Böcklin zurück mit dem Auftrage, er möge ihm auf sein Brett etwas anderes malen. Der Meister stellte es gelassen in den Winkel und sagte: „Sie werden sehen, es dauert keine sechs Wochen, so wird einer aus Berlin kommen, der das Bild haben will.“

Als wir es damals in Zürich zur Ausstellung brachten, gab es einigen Aufruhr unter den Ausstellungsbesuchern wegen Böcklins angeblicher Verliebe für häßliche Figuren. Aber der anfängliche Sturm wandelte sich in allgemeine Heiterkeit um, als man vernahm, daß es sich in diesem Falle um eine wohlgeungene Künstlerrache handelte. Denn wohlverstanden, der vermeintliche Böcklin-Verehrer war, wie sich nachträglich herausstellte, nichts anderes als ein An-schicksmann des Kunsthändlers und dessen stiller Geschäftsgenosse, der den Auftrag hatte, auf diesem Umwege Böcklin-Bilder zu be-schaffen, als der Meister jedes Verhältnis mit dem Kunsthändler aufgegeben hatte.

Böcklin behielt recht. Die sechs Wochen waren noch nicht ver-strichen, als sich schon jemand aus Berlin meldete, der die „Susanna kaufte, um mit dem Aufsehen erregenden Bilde ein Geschäftchen zu machen, das denn auch nach der Ausstellung in Berlin, wo alles sich vor Lachen schüttelte, nicht ausgeblieben sein wird.

Aus den Finanznöten der französischen Revolution.

Von Max Duard.

Nach den berühmten Worten des Sommers 1789, in denen die Nationalversammlung der großen französischen Revolution die Vereinigung der drei Stände zu einer Volksvertretung, die Abschaffung aller Feudalrechte und die Zurückberufung des Reformministers Necker, des Bankiers der Revolution, vollzogen hatte, kamen auch damals die schweren finanziellen Sorgen des jungen Volksstaates. Der zurückgeholte Necker ging sofort an einen ersten Versuch, unter dem revolutionären Element die Finanzen zu ordnen.

Noch während der Verfassungsberatungen in Versailles in der Sitzung vom 24. September 1789 machte er der Nationalversammlung folgenden Vorschlag! Das Defizit der drei letzten Monate des Jahres 1789 betrage 61 Millionen, und das des Voranschlags für 1790 80 Millionen. Erhebliche Abstriche und Einsparungen im Militärbudget, bei den auswärtigen Angelegenheiten, bei den Staatspensionen, der Haushaltung des Königs und der Königin sowie die neuen Steuern auf die früher steuerfreien Personen und Ländereien sollten das Defizit decken helfen. Aber das langte noch nicht. Von einer Anleihe rief Necker energisch ab; man dürfe nicht so ungeschickt sein, den öffentlichen Kredit der neuen Staatsordnung so früh zu erschüttern. Das einzige Mittel, die notwendigen Summen in diesem kritischen Zustand der Finanzen zu erhalten, sei eine patriotische Abgabe, bei der jeder Bürger ein für allemal ein Viertel seines Einkommens abliefern. — Man sieht: der Gedanke des Reichsnotopfers ist absolut nicht neu, und zwar, wenn man näher zusieht, bis in seine technischen Einzelheiten hinein. Im einzelnen vorgeschlagen waren jene einmalige Abgabe eines Viertels des steuerfreien Einkommens und eine 2- oder 3prozentige Steuer auf das Vermögen an Silbergerät, Bargeld und Kostbarkeiten.

Der Nationalversammlung ging es trotz ihres revolutionären Schwungs 1789 genau so wie ähnlichen Versammlungen der neuesten Zeit, wenn sie hohe Steuern bewilligen sollen. Der Vortrag Neckers wurde mit betretenem Schweigen ausgenommen, und der bisher so beliebte Minister verließ den Saal ohne jedes Zeichen des Beifalls.

In der Tat war die Lage der jungen Republik wirtschaftlich ebensowenig glänzend wie die aller Staatswesen, die sich durch eine große politische Krise von einer überwundenen Wirtschaftsstufe zur nächsthöheren hinaufarbeiten müssen. Und man muß schon eine gehäufte Portion geschichtlicher Unkenntnis besitzen, um behaupten zu können, daß z. B. die deutsche Republik von 1918, vollends nach der entsetzlichen Blutentziehung des Weltkriegs, ausgerechnet durch die Schuld ihrer Schöpfer wirtschaftlich schlecht dagestanden hätte. Manches wird staunen, wenn er hört, daß das revolutionäre Frankreich von 1789, so stark auch der Enthusiasmus des ganzen Volkes war, der hinter ihm stand, doch im ersten Jahre und noch später kräftig um ganze Landesteile und Städte des französischen Bodens mit ihren Gegnern kämpfen mußte. Die inneren Wirrnisse der deutschen Revolution seit 1918 reichen nicht entfernt an die Schwierigkeiten heran, mit der sich die erste französische Republik lange in ihrem Innern herumzuschlagen hatte. Dazu kam dann die ungeheure Last der langwierigen, aber durch republikanischen Opfermut und Schwung siegreichen Koalitionskriege.

Die Finanzvorlage Neckers am 24. September 1789 sollte möglichst rasch verabschiedet werden. Sie hat zwar das Papiergeldelend der jungen Republik auch nicht aufhalten können, aber den ersten finanziellen Reformvorschlag nach der großen staatlichen Umwälzung wollte die Nationalversammlung schließlich doch mit möglichster Eile durchführen helfen. Mirabeau griff dabei mit einer seiner großen Reden und mit einer charakteristischen Begründung ein. Er führte am 26. September als Berichterstatter der Finanzkommission pathetisch aus:

„Die Einkünfte des Staates sind vernichtet. Der Schatz ist leer, die öffentliche Gewalt ohne Hilfsmittel, wir müssen also helfen, schon morgen, ja heute, ja noch in diesem Augenblick. Unter solchen Umständen scheint es mir ebensowohl unmöglich, dem Finanzminister einen Vorschlag unsererseits zu machen, wie seinen Vorschlag zu prüfen. Selber einen Vorschlag zu machen, ist nicht unsere Aufgabe, wir besitzen nicht eine einzige der vielen Vorkenntnisse, die unentbehrlich sind, um sich eine Vorstellung der Bedürfnisse und der Finanzquellen des Staates zu machen. . . . Das grenzenlose Vertrauen, das die Nation allezeit dem von ihr zurückgerufenen Finanzminister bewiesen hat, gibt Ihnen, wie mir scheint, durchaus das Recht, ihm unter diesen Umständen unbegrenztes Vertrauen unsererseits zu schenken. Nehmen Sie seine Vorschläge an, ohne sie zu garantieren, da Sie gar nicht Zeit gehabt haben, über sie zu urteilen; nehmen Sie sie an aus Vertrauen zum Minister, und glauben Sie, daß Sie Ihre Pflicht als Bürger und Volksvertreter erfüllen, wenn Sie ihm diese Art vorläufiger Diktatur übertragen.“

Die kluge Haltung, die Mirabeau vorschlug, wurde nicht sofort auf allen Seiten des Hauses verstanden. Er mußte noch zu einer tiefergehenden Begründung greifen und rief dann in derselben Sitzung folgende Sätze in die Nationalversammlung:

„Natürlich hätte ich starke Einwendungen gegen die Vorlage, wenn es sich darum handelte, sie zu kritisieren. Unter den unendlich kritischen Umständen, in denen wir stecken, müßte ohne Zuhilfenahme des Kredits des Landes eine große Maßnahme vorgeschlagen werden. Ein Appell an den Patriotismus (die Steuerzahler für das Notopfer sollten sich nämlich ohne Kontrolle selbst einschätzen) hat ganz erhebliche Bedenken. Besonders ist zu fürchten jener hochgesteigerte Egoismus, der eine Frucht der langen Angewöhnung an die Obrigkeitsregierung ist, jener Egoismus, der große Opfer für die öffentliche Ordnung und Sicherheit sehr gern sieht, nur unter der Voraussetzung, daß er nicht dazu beizutragen braucht. Zu fürchten ist eine Menge von Zwischenfällen, die jeden Tag eintreten können. Man muß ferner fürchten, daß die Umstände keine so rasche Rückkehr des allgemeinen Vertrauens versprechen, daß man von ihm sofort Gebrauch machen könnte. Wenn man sich also der Hilfsquelle der freiwilligen Steuerleistung bedient, so kann man Gefahr laufen, dieses gute Hilfsmittel allzu frühzeitig abzunutzen und es abzustumpfen für Zeiten geringerer Beunruhigung. Mit einem Wort: Vielleicht wäre jetzt von einer Zwangssteuer mehr Erfolg und Ertragnis zu erwarten. Und man sage nicht, daß diese Art der Steuer unmöglich wäre. . . . Aber ich kann diese meine Ansichten nicht beweisen. Ich kann Unrecht haben und habe nicht die Zeit, mich zu vergewissern, ob ich Recht oder Unrecht habe. Da ich aber im Augenblick eine Entscheidung für mein Vaterland treffen muß, so wähle ich den Plan, den das Vaterland aus Vertrauen zu seinem Urheber vorzieht.“

Das schlug durch, und die Nationalversammlung beschloß nach Mirabeaus Wunsch. Aufhalten konnte, wie gesagt, auch diese erste, freilich wohl berechnete Vertrauensstundegebung des revolutionären Parlaments an den Finanzminister nicht die fürchtbaren Finanznöte, in die der junge bürgerliche Volksstaat aus inneren und äußeren Gründen dennoch geriet und die auch Necker schließlich verschlang. Jedoch wer kann nach der Schilderung des Volkstribunen die überraschende Ähnlichkeit der seelischen Stimmung der Massen von damals und heute verkennen?

Frühling.

Seltam in den Himmel emporgehoben leuchtet alles. Wie von einer bösen Fee in düstern Winter verwunschen war die alte Stadt so lange. Nun aber flackert es auch in ihren Fenstern! Gold perlt von den Türmen; die Wolken wiegen so leicht vorbei wie zarte Federn an den Frühlingshüten lachender Mädchen und Frauen. Wir sind verwandelt. Wir möchten sehr gütig sein zu allem, damit uns nichts in unserer Fröhlichkeit stört. Kein Feind sei rings: alle Menschenseelen sollen weiche Lenzwöllchen werden, alle Menschenworte und Vogelrufe in einer glückseligen Harmonie verschmelzen! O milder Tag. . . .

Ich entinne den engen Gassen, in die sich doch nur das jubelnde Licht zwängen kann. Ich muß hinaus. Nun wandle ich schon zwischen Villen, geschmiegt in bebende Gärten, die flüsternd dem Frühling das erste Nicken abschmeckeln. Hier und da äugt eine Knospe. Und da — schaut man die sonnige Straße hinab auf junges Grün. . . . Es ist eine unsagbare, stille Liebe, die aus unseren Herzen über die zitternden Licht durchsichtigen Halme strömt.

Der Park. Zuerst feiert man den Frühling mit dem silberflürenden, tausend Schatten schwirrenden Bach mit! Man fühlt sich schlant wie er und raft mit ihm in die Auen hinaus. Auch die Seele spürt so milde Gründe wie die Tiefen des Parkes in sich. Sie fühlt sich vom Schwingen der Luft geküßt, die der Flug erster Schwalben erbeben macht.

Pföhllich bann't wie schwarzgepanzerte Grausritter: im blinken Tauglanz ragen die Bäume, Mann an Mann. Die Äste sind gebetgweitete Arme. Die Bispel sprühen gleich lodern dem Haar. Sie sehen aus, als erspürten sie ins Legwunderbarste die selige Macht dieses hellen Tages. Sie sind voll innerlichem Gesang. Man wartet, daß plötzlich einer von ihnen ein noch nie gehörtes Gedicht spricht. . . . So hingerissen ragen sie ins Blau!

Alle lachen! Alles liebt! Nede wird selige Einsamkeit, Sinnen wird Traum, Sehnsucht aber fühlt, wenn auch nur einen einzigen Augenblick, da man die Arme weitet und die inbelnde Seele dem jubelnden Tag den ekstatischen Namen zuschreit, das Glück in seiner Fülle.

Hilfred Helm.

Wir / Von Hermann Claudius

Wann wir schreiten Seit an Seit
Und die lieben Lieder singen
Und die Wälder widerklingen,
Fühlen wir: Es muß gelingen,
Mit uns zieht die neue Zeit.

Einer Woche Hammerschlag,
Einer Woche Häuserquadern
Bittern noch in unsern Adern.
Aber keiner wagt zu hadern:
Herrlich lacht der Sonntag.

Dirkengrün und Saatengrün:
Wie mit bittender Gebärde
Hält die alte Mutter Erde,
Dass der Mensch ihr eigen werde,
Ihm die vollen Hände hin.

Mann und Weib und Weib und Mann
Sind nicht Wasser mehr und Feuer.
Am die Leiber legt ein neuer
Frieden sich. Wir blicken freier,
Mann und Weib, uns an.

Wann wir schreiten Seit an Seit
Und die lieben Lieder singen
Und die Wälder widerklingen,
Fühlen wir: Es muß gelingen,
Mit uns zieht die neue Zeit.

Pfingstfreuden im alten Berlin.

Von John Schilowski.

Seit der 18. März 1848 im 9. November 1918 einen überlegenen Konkurrenten erhalten hat, spricht man nur noch selten von der vormärzlichen Zeit. Aber sie war doch einmal da, und den politischen und kirchlichen Jaruckern gilt sie noch immer als die „gute alte“, in der Zucht und Ordnung und fromme Sitte herrschten, im Gegensatz zu der Verrohung und Verwilderung einer schlimmen Gegenwart.

Es war im letzten Jahrzehnt des vormärzlichen Berlins, damals, als die Kiefernstubben der Jungfernheide noch bis zur Turmstraße reichten und die Berliner an schönen Sonntagen nach Moabit auszogen, um Landluft zu genießen. Inmitten einer echt märkischen Sandwüste, die vom „Wolfsloch“ (zwischen der jetzigen Werft- und Spenerstraße) und „Pfefferloch“ stimmungsvoll unterbrochen wurde, lag hier das waldartige Terrain der Plantage, heute Kleiner Tiergarten genannt. Dieses übte eine besondere Anziehungskraft auf die festtägigen Naturschwärmer aus, die bei gutem Wetter zu Tausenden zusammenströmten, den Waldboden mit Stullenpapier garnierten, beim fliegenden Händler einen „Zigaro mit avec die so“ erstanden und sich die Zeit durch muntere Spiele verkürzten.

Namentlich zu Pfingsten bildete die Moabiter Plantage ein vielbesuchtes Ausflugsziel. Und der zweite Pfingstfeiertag war der feststehende Termin, an dem sich hier ein seltsames Stück Berliner Volkslebens abspielte, das auf die harmlosen Sitten der guten alten vormärzlichen Zeit ein charakteristisches Licht wirft. Sobald die Sonne untergegangen war, begann der Scherz, der ein etwas kräftiges Gegenstück zum Zylinderantreiben der Berliner Neujahrsnacht darstellt. Die Opfer waren junge Damen, die durch irgendwelche extravaganten Toiletten die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt hatten. Man stürzte sich auf sie und versuchte ihnen die Kleidungsstücke vom Leibe zu reißen. Und zwar nicht nur Hut und Mantel, sondern alles, bis aufs Hemd, und wenn es ging auch dieses. Man nannte das — ich weiß nicht woher der Ausdruck stammt — „einen Mitgesellen machen“. Da aber Jugend und Schönheit, wenn sie weiblichen Geschlechts sind, nur selten ohne kräftige Beschützer auftreten, so konnte es nicht ausbleiben, daß der neckische Scherz sehr ernsthafte Prügeleien zur Folge hatte. Trotzdem ging aus jedem dieser Festspiele durchschnittlich ein halbes Duzend „Mitgesellen“ hervor, die jämmerlich zugerichtet, in die Ueberreste ihres ruinierten Feiertagsstaates gehüllt, durch den Moabiter Sand nach Hause kneten durften. Die Ortspolizei, bestehend aus dem Herrn Viertel-Kommissarius und seinem Fußgendarin, war nicht imstande, den alljährlich wiederkehrenden Szenen Einhalt zu tun.

Am zweiten Pfingstfeiertage des Jahres 1838 hatte die Geschichte einen besonders schlimmen Ausgang genommen. Ein etwas nervenschwacher Mitgeselle war splitternaht und ohnmächtig auf dem

Festplatz liege geblieben. Der König erfuhr davon und entschloß sich energisch einzugreifen. Auf allerhöchsten Befehl wurde Kavallerie zur Unterstützung herangezogen, d. h. die Moabiter Sicherheitsbehörde wurde fortan um — einen berittenen Gendarm verstärkt. Man mag heute über diese Maßnahme lächeln, aber für die gute alte Zeit genügte sie. Seit der sporenklirrende Pflanzenschwinger das Pfingstvergnügen überwachte, haben die Dryaden der Plantage keinen entkleideten Mitgesellen mehr um Hilfe schreien hören. Und die Edlen, die über die Zerstörung alt-patriarchalischen Volkslebens klagen, müssen heute leuzend in die Nacht-Bars gehen.

Die Musik als Volksbildungsmittel.

E. Jos. Müller gibt im Heft 23 des „Volksbildungsarbeits“ eine von warmer Liebe getragene Empfehlung der Musik als volkstümlichste und zeitgemäßeste Kunst. Wir geben daraus sein hohes Lob dieser Kunst wieder, wollen aber ausdrücklich darauf hinweisen, daß es daneben auch durchaus praktische Vorschläge zur Besserung macht.

Die Musik wendet sich in erster Linie an das Gemüt; damit bildet sie eine wertvolle Ergänzung zu den Erziehungs- und Bildungsmitteln, die in erster Reihe sich an das Gedächtnis und den Verstand wenden. Die beglückende und ethische Wirkung der Musik ist in ihrer Einwirkung auf das Gefühls- und Triebleben zu suchen. In den Zeiten der einseitig rationalen Erziehung (die auch jetzt noch nicht überwunden ist), vergaß man zu sehr, daß das eigentliche Treibende, Motorische im Menschen nicht der Verstand, sondern das Gefühl ist; es braucht uns daher nicht zu wundern, daß die Musik, dieses anscheinend so unnütze Fach, so sehr im Erziehungsplane vernachlässigt wurde. Und doch hat gerade diese Kunst etwas in sich, das ihr auch die Wissenschaftler und Denker gewinnen sollte, nämlich die Fähigkeit, auch den Verstand und die Urteilskraft anzuregen; denn noch immer hat es der Forschergeist vermocht (wenn auch erst nach langer Zeit), die kritische und theoretische Rechtfertigung für das zu erbringen, was der Künstler intuitiv geschaffen hatte. Die Musik wendet sich an Herz und Kopf zugleich. Wer nur in etwas beim Musizieren oder Hören den Verlauf eines Stückes erkennen, die Form analysieren will, der muß seine Verstandeskräfte in hohem Maße schulen. Produktives Zuhören ist überhaupt nur möglich auf Grund einer lebhaften Empfindung und eines klaren Denkens.

Weil die Gemütskräfte, an die sich die Musik zunächst wendet, unabhängig von Bildung, Stand und Glücksgütern bei allen Menschen zu finden sind, so sind (bis zu einem gewissen Grade) vor der Musik alle gleich; es kann sogar sein, daß ein ganz einfacher, armer ungebildeter Mensch von der Musik mehr ergriffen und angeregt wird als ein hochstehender Gelehrter. . . .

Die Musik ist die eigentliche Gesellschaftskunst; sie bedarf zu ihrer Darbietung schon einer oft recht großen Zahl von Mitwirkenden, die dann vor einer oft recht großen Gemeinde allgemeine Gefühle und Empfindungen aussprechen und dadurch alle zu einer Einheit zusammenschließen. Familiensinn, Heimatliebe, Vaterlandsgedühl können durch die rechte Musik bedeutend angeregt und gefördert werden. In trüben Zeiten ist die Musik die einstuftreichste Kunst, die die Menschen zusammenführt, ihnen gemeinschaftlichen Trost bringen kann. Damit hängt es dann zusammen, daß schwere Zeiten der Musik oft den größten Vorteil brachten, weil diese dann innerlicher, einfacher, volkstümlicher werden mußte.

Ein anderer Punkt muß noch erwähnt werden: Keine Kunst ist so imstande, viele zu Künstlern zu machen, wie die Musik. Wer im Chor oder Orchester mitwirkt, ja, wer als Zuhörer aufbauend, mitschaffend der Musik folgt, erlebt wie jeder wirkliche Künstler die schönste Freude: Schöpferfreude. Das sind Momente von so hoher erzieherischer Kraft, daß man sich darüber nur recht klar sein muß.

Noch vieles ließe sich über den Bildungswert der Musik sagen; es gibt eben keine volkstümlichere, erzieherischere und zeitgemäßere Kunst als sie, und man muß ernstlich fragen, wann endlich die Volks- erzieher, Behörden und Musiker die rechten Konsequenzen aus dem Erkannten ziehen werden und alles tun, um das musikalische Kulturgut fruchtbar und die musikalischen Kräfte im Volke stark zu machen.

Wir haben schon klagen müssen, daß lange nicht genug geschieht. An den Schulen war der Gesangunterricht ein verachtetes, mißhandeltes Fach; in den Lehrerseminaren beschneit man den Musikunterricht und beraubte dadurch das Land seiner wichtigsten Musik- kulturträger. Die Gebildeten stehen der Musik recht fern; die Geistes- lichen, die vor ihre Gemeinde als Künstler hintreten müßten, vermögen nicht, selbst primitivsten Kunstforderungen gerecht zu werden; die Studenten begnügen sich mit dem Gesang ihrer Konnerlieder. An den Konservatorien züchtet man Virtuosen und Artisten, aber keine allseitig gebildeten Künstler, erst recht keine Musikerzieher, keine Apostel der Volkskunst. Alles das und mehr noch sind die schweren Sünden der Unterrichtsanstalten und Behörden, die wohl dem Orange nach intellektueller Erziehung nachstamen, aber dem Hunger nach Gemütvollem und Schönem nur einige Brosamen anbieten. Man kann nur lebhaft wünschen, hier möge doch bald und gründlich Abhilfe geschaffen werden.

John Herschel. Am 12. Mai sind 50 Jahre verstrichen, seit zu London einer der bedeutendsten Astronomen des 19. Jahrhunderts gestorben ist. Sir John Frederic William Herschel war der Zweite in der berühmten Astronomendynastie, deren Begründer, der Hannoveraner Friedrich Wilhelm Herschel in seiner Jugend nach dem damals mit dem Königreich Hannover vereinigten England auswanderte, um, wie sein Vater, den Musikerberuf auszuüben. Aber er beschäftigte sich schon frühzeitig in seinen Mußestunden mit Mathematik und Astronomie, und da er nicht die Mittel zum Ankauf eines größeren Fernrohres besaß, ging er selbst an den Bau eines Spiegelteleskops von mehr als zwei Meter Brennweite. Auf diesem Gebiet wurde er bahnbrechend, und mit Hilfe seines „Riesen-Teleskops“ von fast 11 Meter Länge begann er mit größtem Erfolg die planmäßige Durchforschung des Himmels. Er wurde der Entdecker des Planeten Uranus, und die Welt der Doppelsterne, Nebelsterne und Sternhaufen wurde erst durch die Arbeiten des älteren Herschel in den Kreis der astronomischen Betrachtungen gezogen. Eine Reihe anderer Entdeckungen und Beobachtungen erschlossen der Astronomie völlig neue Gebiete. Eine treue Gehilfin bei seinen Beobachtungen und Berechnungen war seine Schwester Karoline Herschel, der auch die Entdeckung mehrerer Kometen gelang.

So war es begreiflich, daß sein Sohn, der am 7. März 1792 zu Slough bei Windsor geboren war, sich ebenfalls der Himmelskunde widmete und in die Fußstapfen des berühmten Vaters trat. Er erhielt keine wissenschaftliche Ausbildung an der Universität Cambridge, und setzte die von seinem Vater begonnene Beobachtung der Doppelsterne, Nebelsterne und Sternhaufen fort. Im Jahre 1823 überreichte er der Royal Society einen Katalog von 380 neuen Doppelsternen, dem er im Jahre 1827 einen zweiten Katalog von 295 und im Jahre darauf einen dritten von 234 solcher Sterne folgen ließ. 1830 stellte er wichtige Messungen von 1238 Doppelsternen mit, die er mit einem zwanzigfüßigen Reflektor gemacht hatte. Im gleichen Jahr veröffentlichte er genaue Messungen von 364 Sternen und merkwürdige Ergebnisse über die Bewegung der Doppelsterne, zu deren Bahnbestimmung er mehrere Methoden angab. Volle vier Jahre, von 1834 bis 1838, weilte er am Kap der Guten Hoffnung, um dort mit einem zwanzigfüßigen Spiegelteleskop den ganzen südlichen Sternhimmel genau zu durchmusteren. Von hier aus regte er auch die Idee an, gleichzeitig an verschiedenen Orten meteorologische Beobachtungen anzustellen, ein Gedanke, der später mit dem größten Erfolge verwirklicht worden ist und der Ursprung der modernen Witterungskunde wurde. Von 1850 bis 1855 war Herschel Direktor des britischen Münzwesens. Die Zahl seiner wissenschaftlichen Schriften ist außerordentlich groß. John Herschel war zwar seiner Geburt und Erziehung nach Engländer; aber seine Bedeutung als Gelehrter und sein wissenschaftlicher Weltblick trugen ihn hinaus über jede nationale Grenze und haben ihn in die Reihe der Forscher gestellt, deren Wirken grundlegend für die Entwicklung der Astronomie gewesen ist.

Aus der Praxis

Neue Wege im Wohnhausbau. Wer, wie ich, täglich sieht und hört, welch fürchterlicher Zustand es auf die Dauer ist, wenn eine Familie keine Wohnung ihr eigen nennt, der nimmt mit Spannung ein Büchlein: „Häuser zum Wohlfühlen“ (Verlag Oskar Baube, Dresden) in die Hand, das andeutet, daß man solche „Häuser zum Wohlfühlen“ erheblich billiger herstellen kann als Wohngebäude alter Art. Denn das ist's ja, was die Wohnungsnot mit sichtbarstem Erfolge bekämpfen könnte. Das fürchterliche Wohnungs- elend läßt sich nur beheben durch die massenweise Herstellung neuer Bauten. Und da das Bauen weniger eine Frage der Baustoffe, sondern vielmehr eine Geldfrage ist, erscheint jeder Wink, der ein billigeres Bauen verspricht, in hohem Maße willkommen.

Das 20 Seiten starke Büchlein berichtet von einem neuen Konstruktionsystem, das der Architekt Baurat Kossius-Rhyn in Zehlendorf erdacht hat. Das Büchlein zeigt Zeichnungen verschiedener Kleinhäuser von je 2-4 Zimmern; die grundsätzlich anders konstruiert sind und die es durch eine sinnreiche Grundrisslösung offenbar ermöglichen, die Baustoffen nennenswert herabzumindern, die aber gerade durch die besondere Art des Grundrisses der Wohnung auch räumlich einen besonderen Reiz geben können.

Die seit tausend Jahren übliche Bauart läßt bei einem Neubau zuerst die Umfassungsmauern entstehen, auf denen nach dem Hochfahren des einzelnen Stockwerkes die Träger aus Balken oder Eisen aufgelegt werden usw. Die Last des Hauses haben demnach die Außenwände zu tragen, weshalb sie entsprechend stark gemauert werden müssen. Kossius läßt nun nicht mehr Balken und Dach auf den Außenwänden ruhen, sondern auf gemauerten Pfeilern, die im Innern des Hauses angeordnet sind. Auf den Pfeilern ruhen Unterzüge, welche die Balkenlast aufnehmen. Die Balken überragen nach beiden Seiten hin die Unterzüge um ein erhebliches Stück und sind an ihren Enden mit den weit hinabreichenden Sparren verbunden. Die Außenwände haben also nur die eine Funktion, die Wohnung gegen die Witterung zu schließen. Es kann dazu also jedes Material verwendet werden, das isolierende Wirkung besitzt, z. B. Drahtziegelgewebe mit Torfsteu-Verkleidungen. Auch die inneren Schutzwände können aus Leichtmaterial hergestellt werden. Die Haupträume des Hauses liegen in der Mitte und rechts und links davon schließen sich

die Nebenräume an, über welche Kossius das Dach herunterzieht. Der Erfolg dieser sinnreichen Konstruktion ist: größtmögliche Ausnutzung eines kleineren kubischen Inhalts, Einsparung von den teuer gewordenen Ziegeln und eine gute Warmhaltung der durch die Nebenräume gewissermaßen ummantelten Hauptwohnräume.

Um wieviel diese neue Bauart die Kosten der Herstellung einer Wohnung verbilligt, ist in dem Büchlein nicht angegeben. Ich will aber die Sache sofort praktisch erproben durch die versuchsweise Herstellung eines solchen Häuschens und werde dann an dieser Stelle darüber berichten. Paul Schlegel.

Aergeschichte

Die Schädelkunde von Obercassel. Im Jahre 1914 wurden in Obercassel, rechtsrheinisch bei Bonn, in der Hochterrasse des Rheintales in ursprünglicher Lagerung zwei Skelette aus jungdiluvialer Zeit gefunden; sie lagen neben Knochen vom Renntier und vom Höhlenbären, und man fand dabei auch geschliffene Gerätschaften und Tierknochen, also Anfänge von Zivilisation. Die Funde von Obercassel sind nun wissenschaftlich untersucht worden und es ist ein Wert darüber erschienen von den drei Gelehrten Berworn, Bonnet und Steinmann. Die beiden Skelette gehörten einem älteren Manne und einer jüngeren Frau an, die Ähnlichkeit der Schädelbildung deutet darauf hin, daß beide derselben Sippe angehörten. Von der Neandertalform weichen diese Schädel ganz bedeutend ab, dagegen haben sie größere Ähnlichkeit mit der edleren Cromagnon-Rasse und mit dem Schädel- fund von Chancelade. Es handelt sich also hier schon um vorgeschrittenere Bewohner unseres Vaterlandes. Professor Fischer in Freiburg i. B. findet, daß die in den Werken abgebildeten Schädel- formen eine sprechende Ähnlichkeit mit den Schädeln der heutigen Eskimos aufweisen. Macht man sich von beiden entsprechenden Papier- pausen, so kann man sie fast völlig zur Deckung bringen; auch stimmen die Zahlen, die man durch Zirkelmessungen erhält, sehr gut überein. Er will aber aus dieser Beobachtung noch keine Schlüsse ziehen.

Naturwissenschaft

Wie der Kuckuck seine Eier legt. Des Kuckucks Gewohnheit, seine Eier in fremde Nester zu legen, ist ja sprichwörtlich geworden. Aber genaue Beobachtungen über diese eigenartige Methode sind schwer zu gewinnen. Nun ist es einem englischen Vogelkennner gelungen, dem Geheimnis der Frau Kuckuck auf die Spur zu kommen, und er enthüllt es in einem Aufsatz der „Daily Mail“.

„Während der letzten drei Sommer“, schreibt er, „habe ich die vorher nie erreichte Gelegenheit gehabt, das Vergehen des weiblichen Kuckucks genau zu beobachten. Der betreffende Kuckuck wurde zuerst 1908 in einem kleinen Gelände festgestellt, und ich fand, daß er neun Eier legte. Im nächsten Jahre kehrte er wieder an Ort und Stelle zurück, und ich stellte 16 Eier fest, die alle in Nester des Wiesenpiepers gelegt waren. Damals kam ich zu der Erkenntnis, daß der Kuckuck jeden folgenden Tag ein Ei legte und unterbrachte, solange erreichbare Nester der Wiesenpieper vorhanden waren. Im nächsten Jahr machte ich nun folgendes Experiment, daß ich vorher die Zahl der vorhandenen Wiesenpieper auf dem Gelände feststellte und ihre Nester so anordnete, daß sie von dem Kuckuck beobachtet werden konnten. Es waren 21 Nester, und wirklich legte der Kuckuck Eier in sämtliche erreichbaren Nester der Wiesenpieper.“

Der Kuckuck sucht sich zunächst die Nester aus, indem er die Wiesenpieper genau beobachtet. War ein Nest fertig, legte er unweigerlich nach zwei oder drei Tagen ein Ei. Dabei verharrte er auf einem Baum, von dem aus er das Nest sehen konnte, etwa eine Stunde vollkommen bewegungslos, flog dann zu dem Nest hin und wieder zurück. Dann saß der Kuckuck auf dem Zweige längere Zeit wieder im Zustande vollkommener Ruhe. Plötzlich sang er mit ausgebreiteten Flügeln zu dem Nest, ließ sich darauf nur wenige Sekunden nieder und legte in dieser kurzen Zeit sein Ei. Zu gleicher Zeit entfernte er eins der Wiesenpieper aus dem Nest.“

Wiehen die Insekten, unterscheiden sie Farben? Zu diesen nicht allein wissenschaftlich, sondern auch beispielsweise für die Bienen- zucht praktisch interessanten Fragen liegen neuerdings zwei Beobach- tungen aus Oesterreich vor. Professor Böhm in Kremsmünster be- richtet, daß ein „Taubenschwanz“ (Schmetterling, *Macroglossa stellatarum*) durch das offene Fenster in sein Zimmer flog und die an die Wand gemalten Blumen einer Bordüre eifrig absuchte, als ob sie echte Blumen gewesen wären; es waren rote Rosen mit grünen Blättern. Derselbe Schmetterling flog dann an einen Jute- vorhang, in den dunkelbraune Blüten eingewebt waren, und an ein Bild, das unter Glas blumenähnliche Figuren aufwies. Es war ein regnerischer Septembertag, an dem die Duftentwicklung der natürlichen Blüten wohl herabgesetzt war, so daß der Schmetterling sich vielleicht mehr von der Farbe leiten ließ als sonst. Professor Habert in Seitenstätten hat beobachtet, daß ein Taubenschwanz in gleicher Weise auf ein Heiligenbild zusagte, das u. a. einen Blumen- kranz zeigte; ein anderes daneben hängendes Heiligenbild ohne Blumenkranz wurde nicht besucht. Trotzdem diese Beobachtungen recht sicher erscheinen, wird man doch keine bestimmten Schlüsse dar- aus ziehen dürfen. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Schmetter- linge sich lediglich von den Helligkeitsunterschieden und dem Formen- sinn führen lassen, während die Farbe keine Rolle spielt. Besonders über den Farbensinn der Bienen ist viel gestritten worden, ohne daß eine Einigkeit erzielt wäre, da jede Beobachtung immer verschiedenartige Deutungen zuläßt.